

Woche-Titel: Heimat

## Deutschtum unter Exoten

*Nirgendwo haben sich so viele Vertriebene angesiedelt wie in Neugablonz bei Kaufbeuren. Die ALTEN SUDETENDEUTSCHEN pflegen eine ritualisierte Heimatkultur, die Jungen wenden sich ab*

VON NILS KLAWITTER

Wenn Kurt Reichelt seine Krücke nicht zum Gehen braucht, sondern zur Unterstützung seiner Worte, wird es ernst. Meist geht es dann um seine Heimat, um das Sudetenland. Mit der Krücke beschreibt Reichelt auf Wandkarten sein Deutschland, das viel weiter nach Osten reicht als gemeinhin vermutet. Die Krücke hilft ihm, Kinder von den mundgeblasenen Glaskugeln im Neugablonzer Heimatmuseum zu verschleichen. Und mit einigen Schlägen seiner Krücke beweist Reichelt die Härte des Granitsteins, den er 1985 in Neugablonz aufstellen ließ – zur Erinnerung an die alte Stadt Gablonz an der Neiße. „Das ist Brandler-Granit, was Besonderes“, sagt Reichelt und schmunzelt. „Aus demselben Stein wurde das Nürnberger Reichsparteitagsgelände gebaut.“

Kurt Reichelt ist 80 Jahre alt. Seit er denken kann, ist er für die Sache der Sudetendeutschen unterwegs. Als Kind hat er seinen Körper nach den Regeln des Turnlehrers Konrad Henlein, des Führers der Sudetendeutschen, gestählt. Als junger Mann ist er 1938 heimlich über die tschechisch-deutsche Grenze ins Reich geschlüpft, um mit deutschen Verbänden „das Sudetenland zu befreien“. Ob er das in der Uniform eines Freikorps, der Gestapo oder der SS getan habe? „Das sage ich nicht.“ Nach seiner dritten

Kriegsverwundung trat er in die NSDAP ein.

Nach Kriegsende sei er „vertrieben worden“, sagt Reichelt. Genau genommen floh er 1946 aus einem tschechoslowakischen Lager und kam 1951 nach Kaufbeuren im Allgäu. Von dort aus kämpft Reichelt seither für die sudetendeutsche Sache.

Nördlich der Stadt bauten sich damals 3000 Vertriebene aus den Trümmern einer Sprengstofffabrik eine neue Heimat. Die meisten kamen aus der Neiße-Stadt Gablonz (heute das tschechische Jablonec, als das es 1356 von slawischen Landarbeitern auch gegründet wurde). Sie waren dem Ruf des Ingenieurs Erich Huschka gefolgt, der über Radio verkündet hatte, die Gablonzer Glas- und Schmuckwarenindustrie wieder zum Leben erwecken zu wollen. Kurt Reichelt wurde Heimatkreisbetreuer und trat später den Republikanern bei, die er „Reichspartei“ nennt. Er war froh, wieder unter „sudetendeutschen Kameraden“ zu sein.

Nirgendwo sonst gelang Vertriebenen in Deutschland eine so geschlossene Ansiedlung wie am Rand von Kaufbeuren. Und nirgendwo zeigte sich die amerikanische Besatzungsmacht so kooperativ: Im Sommer 1946 stellten Vertreter der US-Army in Augsburg Erich Huschka einen Pachtvertrag für das Gelände der ehemaligen Sprengstofffabrik aus.

Obwohl die Regierung in Prag Einspruch erhob, verlieh der bayerische Innenminister der Barackensiedlung 1952 den Namen Neugablonz. Aus dem Abfall der Besatzungssoldaten kurbelten die Neugablonzer ihre Schmuckindustrie an. „Wir haben Konserven zu Blechschmuck verarbeitet und Flaschen eingeschmolzen, um Glasperlen herzustellen“, erzählt Susanne Rössler, die Orts-Chronistin.

Es war die Zeit, als die Kaufbeurer über die Emsigkeit und die zwanghafte Askese ihrer Nachbarn zu spotten begannen, als es bei vielen neu Angesiedelten noch durch die Dächer regnete, aber ihr bescheidener Aufstieg begann. Mitte der 70er Jahre arbeiteten 6000 Menschen in der Neugablonzer Industrie. Die Bürger redeten sich ein, „die Frauen der Welt zu schmücken“, doch das Bild des Erfolgs trog: In den mit tatkräftigen Männern und stillenden Müttern bemalten Mietshäusern ar-

beiteten armselige Heimarbeiter. Sie schliffen, polierten und löteten in ihren Wohnzimmern – oft für Pfennigbeträge. Zufrieden waren sie trotzdem, denn sie durften an einer großen Sache mitarbeiten: der Wiederbelebung einer Tradition, der Gablonzer Vergangenheit. „Ein Volk, das aufstrebte und jung ist, wird nicht untergehen“, sagt der 81 Jahre alte Karl Schmidt und ballt seine Faust. Sein Betrieb beschäftigt noch 32 Leute, die Schmidt gerne „Gefolgschaft“ nennt. Es waren einmal über 100. Statt für die Schmuckindustrie produziert seine Firma jetzt Metallteile für Autoradios.

Genau genommen sah die Zukunft von Neugablonz nie so alt aus wie heute. In der Schmuckindustrie arbeiten nur noch 1500 Menschen, der Umsatz hat sich wegen billigerer Konkurrenz aus Asien und Tschechien gegenüber den fetten 70er Jahren halbiert. Zwar verstehen sich die meisten der 13 000 Einwohner noch als Sudetendeutsche, aber der Zusammenhalt bröckelt. Viele Vereine, der Kitt des sudetendeutschen Milieus, gehen ein. Die letzten Mitglieder des Veteranenvereins schaffen es kaum noch zu den Versammlungen.

Auch der Heimatverein, eine Stätte der ritualisierten Erinnerung, hat Nachwuchsprobleme. Vielleicht liegt es daran, dass den Jüngeren ein Gedenken, das sich zwischen schlichten Mundartgedichten und Isergebirgs-Puppenstuben bewegt, zu kitschig, zu poliert vorkommt. Häufig verlassen sie sofort nach der Schule den Ort, dessen Zentrum wie eine Kulisse eines frühen Heinz-Erhard-Films wirkt: Öffentliche Toiletten heißen „Bedürfnisanstalt“, und die südtirolischen Kellner des Eiscafés sprechen nach über 30 Jahren am Ort so bruchstückhaftes Deutsch, als seien sie gerade angekommen.

Von meinen Freunden sind viele Skinheads geworden“, sagt Sabine Forst\*. Die Studentin hat als Kind fünf Jahre in Neugablonz gelebt. Das Skinhead-Dasein scheint eine pseudo-moderne Variante des Lebensstils der Eltern zu sein: In den Wohnzimmern der Familien einiger Freunde erinnert Sabine Forst Reichskriegsflaggen, und zu Hitlers Geburtstag hätten ihre Eltern sie von der Straße geholt, „da gab

es zur Feier des Tages immer eine Art Volkspicknick in Trachten“.

„Wir haben einen gewissen Volkscharakter“, sagt Gertrud Zasche auf die Frage, was die Sudetendeutschen im Innersten zusammenhält. Sie ist eine intellektuelle Größe in Neugablonz, kümmert sich um die Bibliothek im Gablonzer Haus, schreibt heimatkundliche Bücher und Einakter gegen das Vergessen. Gertrud Zasche war 18 Jahre lang Stadträtin der Freien Wählergruppe – der Partei der Heimatvertriebenen, die auf kommunaler Ebene meist stärker war als die CSU. Eigentlich ist sie Germanistin, 1942 hat sie in Prag beim Goethe-Experten Erich Trunz über den „großdeutschen Gedanken in der Lyrik des 19. Jahrhunderts“ promoviert.

Zasche redet noch heute von sudetendeutschen „Bekanntnissen zum Deutschtum“ und vom „Volkstumskampf“ gegen die Tschechen. Dann wird ihre Stimme weich und sie erzählt vom Turnlehrer Konrad Henlein, dem „anständigen, aufrechten, tapferen Menschen“. Henleins Sudetendeutsche Partei war 1935 stärkste politische Kraft in der Tschechoslowakei geworden. Mit Henleins Hilfe inszenierte Hitler 1938 die Sudetenkrise. Über das Radio ließ Henlein im September 1938 einen Hilferuf „an die gesamte Welt“ verbreiten, der mit den Worten schloss: „Wir wollen heim ins Reich.“ Gertrud Zasche sagt: „Er war eben typisch sudetendeutsch.“ Henlein, der den Nazis später nur noch als Repräsentations-August diente, war ihr Cousin.

Ob sie zurückkehren würde, wenn man ihr morgen sagte, es ginge? „Nein, denn ich könnte die Jahrzehnte des Lebens hier nicht mitnehmen.“ Wie Gertrud Zasche reagieren die meisten Neugablonzer. Sie haben sich in einer lokalen Schicksalsgemeinschaft verbunden. Sie trauern laut um die Heimat und wettern auf die Enteisungs-Dekrete des damaligen tschechoslowakischen Präsidenten Edvard Benesch. Wer die Erinnerungsarbeit einmal fortführen wird? „Das ist so eine Sache“, sagt Zasche und schweigt.

Vielleicht Thomas Schönhoff. Der 30-jährige Theologiestudent sitzt in der „Heimatstube“ seiner Eltern. Er ist umringt von Geweihen und bayerischen Bierhumpen. Schönhoff hat eine helle Stimme und sagt „O Heimat-

land“, wenn andere „Scheiße“ sagen. Er fährt in den Semesterferien oft ins alte „Heimatland“, nach Jablonec, weil er sich dazu „berufen fühlt“. Kurz vor der Stadt spüre er, „dass es irgendwie auch meins ist. Diese Liebe zur Heimat geht mir dann jedes Mal bis zur Kehle rauf.“

Die Vertreibung erklärt er mit einem „Minderwertigkeitskomplex“ der Tschechen gegenüber den „arbeitsamen Deutschen“. Schönhoffs Großvater arbeitete noch als Glasdrücker und fertigte in einem Kachelofen Glassteine, die später in Fassungen gesetzt wurden. „Als der Großvater nach langer Krankheit starb, war nichts mehr da“, sagt Schönhoff. Selbst die Maschinen seien gepfändet worden, weil die Krankenhauskosten zu hoch wurden. „Er war ja nicht ausreichend versichert.“

Die Eltern bauten sich ein kleines Haus im Hinterhof, und Schönhoff wird nun, nach dem Tod der Großmutter, in das Haus seiner Großeltern ziehen. Das Wohnzimmer ist gefüllt mit Devotionalien: Stichen von Gablonz, laut Schönhoff einst eine „Welt-handelsstadt“, Theaterstücken in Mundart. Im jüngsten Schwank der Neugablonzer Theatergruppe (es geht um eine Heirat, bei der das Päckchen mit dem Hochzeitskuchen mit einem Päckchen voller Hundeknochen verwechselt wird) musste Schönhoff wegen Nachwuchsmangels drei Rollen spielen.

Über dem Sofa fällt zum zweiten Mal die Karte mit den ehemaligen sudetendeutschen Gebieten von der Wand. „Das Haus ist aus Hohlblocksteinen gemacht, da hält kaum ein Nagel“, sagt Schönhoff entschuldigend. Vielleicht ist es mit der Erinnerung ähnlich: Das Fundament des Neugablonzer Gedenkens scheint zu hohl, die Theaterstücke und Gedichte aus der Heimat sind zu glatt, zu abgrundlos. „Ich bin zum Exoten geworden“, sagt Thomas Schönhoff noch. Wo die Zukunft der Neugablonzer Sudetendeutschen liege? „Im Dunkeln.“

„Ausgestorben ist hier gar nichts“, sagt Kurt Reichelt, der an diesem Nachmittag noch einmal durch den Ort führt. Früher ist er Porsche gefahren – Ferdinand Porsche sei ja auch Sudetendeutscher gewesen. Nun sitzt er in einem Seat. Reichelt hält am Rüdiger-Brunnen, dem alten Wahrzei-

chen der Stadt Gablonz. Die Brunnenbestandteile waren 1968 für 40 000 Mark von der tschechoslowakischen Regierung gekauft und unter vielen Tränen in Neugablonz aufgestellt worden. Die Figuren am Fuße des Brunnens sehen so patinabesetzt und vernachlässigt aus, wie es, um in der Gablonzer Gedankenwelt zu bleiben, eigentlich typisch tschechisch wäre.

Während der Rückfahrt redet Reichelt, in zweiter Ehe mit einer Slowakin verheiratet, von problematischer „Völkervermischung“. In Neugablonz fühle er sich inzwischen „wie in Klein-Konstantinopel“. Deshalb wolle er auch nicht hier begraben werden. „Meine Asche wird im Isergebirge verstreut“, sagt Kurt Reichelt. Er lacht, als ob er einen Witz gemacht hätte.

*\* Name geändert*